

FLORIAN SCHLEBURG

## Das sechsundvierzigste Jahrbuch

enthält ein ganz ungewöhnliches Bild: Die Aufnahme auf Seite 71 zeigt scheinbar nichts als zittrige Strichspuren auf schwarzem Grunde. Sie stammen von Sternen, die der Photograph absichtlich verwischte, um der Eigenbewegung eines schwachen Lichtpüchchens zu folgen, das in der Bildmitte ohne die rechtwinklige Hilfsmarkierung kaum auszumachen wäre. Dieser Winzling aber steht uns ungleich näher als die verwackelten Fixsterne, und zwar in doppeltem Sinne: Es ist einer von vielen Millionen Asteroiden oder Kleinplaneten, die inmitten und außerhalb der acht großen Planeten unsere Sonne umkreisen, und er trägt neben der Seriennummer 15728 den Namen »Karlmay«. Mit dieser Bezeichnung folgte die Internationale Astronomische Union dem Vorschlag der deutschen Astronomen Freimut Börngen und Lutz D. Schmadel, die den Himmelskörper im Jahre 1990 entdeckten. Wenn Arno Schmidt einst feststellen durfte, er habe sich durch die zahllosen kreativen Mondmetaphern in seinen Erzählungen einen Mondkrater namens Schmidt verdient,<sup>1</sup> so wird man Karl May seinen unwirtlichen Felsbrocken jenseits der Marsbahn gerne gönnen – wie sehr ihn der bestirnte Himmel über uns ein ganzes Schriftstellerleben lang faszinierte, beweist in diesem Jahrbuch Horst Briehl, der vor einigen Jahren bereits Mays Chemiekenntnisse hinterfragte<sup>2</sup> und nun den astronomischen Phänomenen im Gesamtwerk nachgeht. Unentbehrlich sind »Sonne, Mond und Sterne« für die Zeit- und Ortsbestimmung in der Wildnis, und auch in dieser Wissenschaft weiß unser Autor oberflächlich angelesene Informationssplitter recht effektiv einzusetzen. Dabei schwimmt ihm nicht erst in den »Himmelsgedanken« der Unterschied zwischen der physischen und der religiös-metaphorischen Bedeutung des Wortes »Himmel«: Seit den »Geographischen Predigten« evoziert er die unvorstellbaren Größenverhältnisse und Zeiträume, mit denen die Astronomie bereits im 19. Jahrhundert hantierte, um sich und seine Leser über Staunen und Demut zum Gottespostulat zu führen. Die Präzision der Himmelsmechanik, und damit die Aussagekraft seiner eigenen, scheinbar unverfänglichen Angaben, hat er gleichwohl oft unterschätzt: Durch die eine, völlig willkürliche Festlegung etwa, dass vom Lande der Ussul aus das Sternbild des Raben (*f*)ast grad im Norden zu sehen sei,<sup>3</sup>

verortet er, sicher ohne jede Intention, seine morgenländisch dekorierte Phantasiewelt auf mindestens 30° südlicher Breite, wo auf Erden Südafrika und Australien liegen.

In einer weiteren Bestandsaufnahme sammeln Eckehard Koch und Gerd Hardacker Mays Erwähnungen eines Kulturems, das im deutschen Sprachraum heute fast ausschließlich mit Winnetou und Old Shatterhand assoziiert wird, obgleich es im 19. Jahrhundert rasch seinen Weg aus der ethnologischen Spezialliteratur in den gängigen Motivvorrat der europäischen Künste fand: Die Blutsbrüderschaft, seit der Antike in verschiedensten Varianten beschrieben oder behauptet, wurde im Kolonialzeitalter zum Topos der – ehrlichen oder ausbeuterischen – Verbrüderung von Weißen mit den Eingeborenen Afrikas und, wie die Indianistik inzwischen weiß: zu Unrecht, Amerikas. Karl May mit seinem journalistischen Gespür für das Aktuelle hatte sich das Motiv seit dem ›Buch der Liebe‹ mehrfach zunutze gemacht, ehe er es für ›Winnetou I‹ zu voller Strahlkraft entfaltete. Koch und Hardacker liefern reichlich Belege für die multimediale Nachwirkung dieser Schlüsselszene, die sich dem kollektiven Gedächtnis viel stärker eingepägt hat als beispielsweise der ganz ähnlich dargestellte Pakt in Richard Wagners ›Götterdämmerung‹ – vielleicht weil Winnetou und Old Shatterhand der hehren Bestimmung des Brauches in ihrer gemeinsamen Wild-West-Laufbahn so exemplarisch gerecht werden. Auf der Bayreuther Bühne wird das Trinkhorn von Hagen kredenzt; der Vorschlag »Blutbrüderschaft schwöre ein Eid!« hebt auf der denkbar instabilen Grundlage eines ominösen Nonakkords an und geht mit einer chromatischen Rückung in das Leitmotiv des verfluchten Rings über. Kein Wunder, dass Siegfried schon zweieinhalb Stunden später mit Wissen seines Blutsbruders hinterrücks ermordet wird ...

Nicht direkte intertextuelle Abhängigkeiten, sondern zeit- und kulturübergreifende Erlebens- und Erzählmuster verbinden Mays Abenteuerromane mit einem der großartigsten und vergnüglichsten literarischen Kunstwerke des 20. Jahrhunderts: Das in seinen Ausmaßen imposante und doch mit so filigranem Pinsel ausgeführte Gemälde von ›Joseph und seinen Brüdern‹, das Thomas Mann zwischen 1926 und 1943 schuf, lässt sich, wie Thomas Kramer in einem materialreichen Vergleich nachweist, (eine gewisse Unerschrockenheit im Springen zwischen Hochliteratur und ›Hausschatz‹, Bibel und Batman vorausgesetzt) mit einigem Gewinn parallel zu Mays Orientzyklus lesen. Die Gemeinsamkeiten beginnen bei Landschaft und Kostüm und enden noch keineswegs bei den universellen Stadien der

›Heldenreise‹. Wenn May mit seinen Geschichten über Muslime und Jesiden gegen ein Klima der Intoleranz und des Imperialismus anschrieb, das im Ersten Weltkrieg seine schreckliche Entladung finden sollte, so setzte Mann der Rechtstendenz der ausgehenden Weimarer Republik und letztlich dem nationalsozialistischen Kultur- und Völkermord ein von tiefer Humanität getragenes, im Stoff ›semitisches‹ und doch abendländisch-vertrautes Epos entgegen. Was May rückwirkend für seine Reiseerzählungen in Anspruch nahm: im Persönlichen stets das Menschheitliche gesagt zu haben, das gestaltet Mann auf der Grundlage psychologischer und mythologischer Belesenheit in vollem künstlerischem Bewusstsein: Sein Joseph erfährt sich selbst mit wachsender Reife als späte Individualisierung eines immer schon dagewesenen Typus und als Vorläufer noch späterer Verkörperungen. Thomas Mann, der noch zu Lebzeiten Mays an den ›Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull‹ zu arbeiten begann (in der geplanten Fortsetzung der Memoiren wäre der Ich-Erzähler auch im Zuchthaus gelandet), verfügte über intime – da aus protestantisch-gewissenhafter Selbstdurchleuchtung gewonnene – Kenntnisse von der Psyche des Narzissten und lieferte mit seiner modernen Deutung der Josephs-Gestalt der Genesis eine minutiöse Studie des narzisistischen Naturells und der aus ihr resultierenden zwischenmenschlichen Katastrophen – eigentlich Pflichtlektüre für jeden, der Karl May (und einige der Seinen) begreifen möchte.

Mit einem Riesentext ganz anderer Dignität nimmt es Lutz Hagedt auf, und es glückt ihm, dem mehr als zweieinhalbtausend Seiten umfassenden Kolportagemonstrum ›Deutsche Herzen – Deutsche Helden‹, das mit dem Arsenal der Logik kaum zu bändigen ist, durch die Konzentration auf einen einzigen Stilzug etwas Struktur abzutrotzen. Die Durchsetzung epischer Prosa mit lyrischen Einlagen, im Mittelalter typisch für so unterschiedliche Kulturkreise wie Island, Arabien und Japan, erweist sich in Mays populärromantischem Duktus als Anknüpfungspunkt für vielfältige narrative und rezeptionsästhetische Sinnstränge: Eingeschobene Verse interpungieren die endlosen Dialoge und kolorieren Genreszenen nach der Art von Bühnencouplets. Sie geben (ungeachtet ihrer platten Klischeehaftigkeit) die Sprecher als musisch veranlagte Charaktere jener Gemütsiefe zu erkennen, die den Deutschen bekanntlich vor allen Völkern auszeichnet, und veredeln ihre austauschbaren amourösen Befindlichkeiten ins Literarisch-Exemplarische. Sie konstituieren einen Kanon idealistischer Liebes- und Eheethik und schaffen, ob volksliedhaft im Ton oder Zitatgut höherer Schulbildung, einen kulturellen Integrations-

raum für die Leserschaft. Und nicht zuletzt legen sie Zeugnis ab von Karl Mays subjektiver Berufung zum Dichter, die sich von den frühesten Zeitschriftenbeiträgen bis ins Spätwerk immer wieder Geltung verschafft: Launige Reimereien verzieren ja Abenteuererzählungen wie Privatbriefe, und May-Gedichte lenken Herzen und Helden in »Weihnacht!« wie in ›Und Friede auf Erden!‹. Zur Zeit der Orientreise rückt die Gedankenlyrik gar ins Zentrum seiner schriftstellerischen Selbstdefinition, und sie erklingt noch im März 1912 vom Podium des Wiener Sofiensaaals.

Im Übrigen dokumentiert das sechsvierzigste Jahrbuch die wissenschaftlichen Vorträge, die an einigen goldenen Oktobertagen des vergangenen Jahrs in Bamberg gehalten wurden – oder gehalten worden wären: Auch Ralf Georg Czapla, der damals kurzfristig absagen musste, hat seinen Beitrag dankenswerterweise in Schriftform eingereicht. Czaplas Untersuchung erweitert den Horizont unseres Blicks auf Karl May, indem sie eine seiner ›Erzgebirgischen Dorfgeschichten‹ unter dem Gesichtspunkt gesellschaftlicher Machtverhältnisse mit zwei gattungsverwandten Erzähltexten jüngeren Datums kontrastiert. Als begriffliches Instrumentarium dient eine soziologische Theorie, die, erstmals in den Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts formuliert, auf empirischer Grundlage Mechanismen der Stigmatisierung von Bevölkerungsgruppen und ihre Auswirkungen auf das Verhalten des Einzelnen beschreibt. Jede der drei vorgestellten Dorfgeschichten führt einen Gruppenkonflikt im ländlichen Milieu zu einem anderen Ausgang: Ludwig Ganghofers ›Schweigen im Walde‹ endet mit dem Tod des Außenseiters, wodurch sich der Autor die nationalen Vorurteile der ›etablierten‹ Romanfiguren wohl stillschweigend zu eigen macht. Die oberfränkische Heimatschriftstellerin Kuni Tremel-Eggert, die zeitweilig den offiziellen literarischen Geschmack des Dritten Reiches bediente, lässt die konkurrierenden Modelle weiblichen Rollenverhaltens im ambivalenten Schluss ihrer Erzählung ›Die rote Gina‹ nebeneinander stehen, ohne einen Lösungsvorschlag anzudeuten – ein Wertungsverzicht, der unter den ideologischen Rahmenbedingungen des Jahres 1935 einer subversiven Aufwertung des modernen, Individualität und Autonomie bejahenden Frauenbilds gleichkommen dürfte. Karl Mays ›Teufelsbauer‹ hingegen gipfelt in einer Versöhnung der Feinde und einer Aufklärung aller Missverständnisse – worin sich nicht allein das treuherzige Ordnungsbedürfnis systemerhaltender Trivilliteratur manifestiert, sondern eine für Mays seelische Grundverfassung sehr bezeichnende Sehnsucht nach Ausgleich und Harmonie, die, ins Weltgeschichtliche

überhört, noch die religiösen und politischen Utopien seiner letzten Lebensjahre speist. Bei der Auseinandersetzung zwischen dem Teufelsbauern und der Dorfgemeinschaft, die – ein wohlbekanntes Detail – am Tatort eines lange zurückliegenden Verbrechens durch höhere Gewalt geschlichtet wird, handelt es sich freilich noch nicht um allgemeine gesellschaftliche oder gar internationale Spannungen, sondern um eine recht zufällige persönliche Konstellation.

Der zweckdienliche Schlag auf den Kopf ohne Spätfolgen, dem Old Shatterhand seinen Kriegsnamen in mehreren Sprachen verdankt, ist ein unverzichtbares Zubehör der May'schen Abenteuererzählungen: Weder will die Partei der christlichen Identifikationsfiguren jeden störenden feindlichen Wachposten gleich ums Leben bringen, noch kann sie selbst allzu viele Todesopfer verkraften – am allerwenigsten natürlich den Verlust des Ich-Erzählers. Eine besonders elaborierte Schilderung des daher so häufig bemühten Schädel-Hirn-Traumas dient Johannes Zeilinger zum Einstieg in eine medizinisch wie kulturell fundierte Analyse verschiedener Aspekte der Todesnähe in Mays Werk. Der Scheintod war, da mit der Gefahr verknüpft, lebendig begraben zu werden, im 19. Jahrhundert Gegenstand einer kollektiven Angstphantasie, die sich in literarischen und künstlerischen Verarbeitungen von beklemmender Intensität spiegelt, und dass die unverzügliche Bestattung Verstorbener im Islam tragische Irrtümer begünstigte, steht, wie so vieles andere, bereits beim Grafen d'Escayrac.<sup>4</sup> Bei May tritt der Scheintod nicht nur als konventionelle Zutat des mit Gift, Gruft und Geheimgang nicht sparenden Schauerromans auf, sondern auch als objektive Außenseite eines subjektiven Urerlebnisses kreatürlicher Machtlosigkeit, vor allem in der zweifach ausgeführten Episode von der in hilfloser Lähmung ihres Begräbnisses harrenden Großmutter. In welchem Verhältnis die beiden Fassungen dieser Szene Familienüberlieferung, Erinnerungsverfälschung und dramatisierte Fachliteratur miteinander mischen, wird sich wohl nie klären lassen, doch gelingt Zeilinger eine plausible Einordnung in die biographischen Rahmendaten. In ›Am Jenseits‹ wird – der Titel sagt es bereits – die Todesnähe selbst zum Schau-Platz: Danteske Visionen überwuchern die konventionelle Abenteuerhandlung, und die organische Nahtoderfahrung Khutab Aghas, wird, nicht anders als viele Berichte heutiger PatientInnen, mit den Requisiten einer ikonographischen Tradition ausgestattet und bereitwillig dem Transzendenzbedürfnis untergeordnet.

Über das Bedürfnis nach dem Irrationalen reflektiert auch der Kulturphilosoph Rudolf Lütke. Die Fähigkeit, innerhalb einer verstan-

desbetonten Weltsicht – Wiegmann spricht sehr treffend von »früh-aufklärerische(m) Optimismus mit einer Dominanz des utopischen Vernunftbegriffs«<sup>5</sup> – das Romantische festzuhalten, gilt ihm als Indiz für die ›Modernität‹ unseres Autors und dazu als überlebenswichtig auch für den Menschen unserer eigenen Zeit. Für die Wissenschaftsprosa des 19. Jahrhunderts, das die naturwissenschaftliche noch nicht von der philologischen Bildung getrennt hatte, war die Vereinbarkeit von methodischem Positivismus und literarisch ambitionierter Darstellung stiltypisch, und Karl May fand in seinen Quellen oft gleich neben der rationalen Sacherklärung poetisches Pathos und Personifikation. Wie reizvoll dieses Nebeneinander Realitätssinn und Realitätsflucht zugleich mit Stimuli versorgt, demonstriert Lüthe anhand mehrerer Ortsbeschreibungen. Noch wo May das magisch leuchtende Stambul aus ›Tausendundeiner Nacht‹ durch städtebauliche Kritik entzaubert, gibt er dem schmutzigen, chaotischen Orient mit demselben Federstrich die Attraktivität eines Bewährungsfeldes zurück, das dem an Hygiene und Effizienz gewöhnten Deutschen heroische Selbstüberwindung abverlangt. Das eigentliche Abenteuer – so lehrt uns eine einschlägige Passage im ›Schut‹ – sind nicht die Löwen, sondern die Läuse.<sup>6</sup> Der Rationalität, die aus den ernüchternden Worten des Erzählers zu sprechen scheint, entzieht die ›Tatsache‹ den Boden, dass Herr Dr. May wider alle Vernunft immer aufs Neue das polizierte Sachsen verlässt und sich freiwillig in den Kot des Orients stürzt. Der Traum, der die eintönigen Tage des modernen Europäers kompensiert, kann ein Wunschtraum oder ein Alptraum sein – doch die Teilhabe an mehreren Geschichten ist nach Odo Marquard, an dessen Gedanken Lüthe anknüpft, geradezu Voraussetzung für die Freiheit des Individuums.<sup>7</sup> Das hochproblematische Individuum Karl May hat sich zweifellos durch eine Pluralität von Geschichten aus mancherlei Unfreiheit gerettet. Doch bewahrheitet sich an seinem Schicksal auch die Erkenntnis von Marquards Lehrer Wilhelm Schapp: »Keine Geschichte kann aus unserem Leben entfernt werden.«<sup>8</sup>

Ebenfalls zu einer entschieden positiven Wertung des Irrationalen in Mays Werk gelangt, wie von einem Experten für phantastische Literatur kaum anders zu erwarten, Thomas Le Blanc. Auch er spannt einen Bogen über das gesamte Schaffen des Autors, doch ist es ihm nicht um die Inventarisierung von Motiven oder Strategien zu tun, sondern um eine integrierende These von beträchtlichem interpretatorischem Potential: dass Karl May nicht erst mit dem gewollten ›Symbolismus‹ seiner letzten Lebensjahre, sondern seit den frühesten

Erzählungen kraft seiner aus Märchen, Fabel und Traum geschöpften Handlungselemente, und wohl auch infolge seines phasenweise an die ›écriture automatique‹ erinnernden Arbeitsstils, eben der phantastischen Literatur angehöre. Was ihm schon kritische Zeitgenossen – provoziert durch seine bizarren Versuche, das Phantastische in die biedere Textur des bürgerlichen Alltags einzuweben – zum Vorwurf machten: die Übertreibung, die Häufung von Unwahrscheinlichkeiten, das psychologiefreie Schwarz-Weiß der Charaktere, all dies lässt sich, wie Le Blanc überzeugend darlegt, auch gegen explizite Äußerungen des Autors als Merkmal und Vorrecht phantastischen Erzählens deuten und legitimieren. Und wenn wir mit Jorge Luis Borges, einem großen Schöpfer alternativer Realitäten in kleinen Formen, noch das Menschheitskorpus arbiträrer Weltdeutungsdiskurse zur Phantastik schlagen,<sup>9</sup> dann finden auch Mays spiritistische Seelenlehre und seine gesammelte Amateurtheologie hier ihren Platz: Fantasy ist ja nicht nur der antikisierende Götterschwank von Pluto und Vulkan, sondern auch das Kindermärchen vom Himmelspapa, der auf Antrag jederzeit gern in den natürlichen Gang der Dinge eingreift und dafür garantiert, dass am Ende der Geschichte die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden.

Einen ›Bruch‹ in Mays Werk gibt es aus der Perspektive Le Blancs also durchaus nicht. Kontinuitäten in seiner Erzählweise und Motivik arbeitet auch der Vortrag Harald Eggebrechts heraus: Die vegetative Dynamik der stoßweise eintretenden Kolportageinspiration wirkt nicht nur, notdürftig gezügelt, in der Aventiuren-Reihung der Reise- und Jugenderzählungen fort, sondern pulsiert noch unter den scheinbar so abgeklärten statuarischen Bildern seines ambitiösen Spätwerks. Von den ersten bis zu den letzten Texten repräsentieren Personal, Örtlichkeiten und Dramaturgie dieselben Archetypen aus Ängsten, Traumata und Erfüllungphantasien des Autors. Über ihren Symptomwert hinaus erfüllen Wiederholung und Rückgriff eine wichtige Appellfunktion bei der Steuerung des Leseerlebnisses, und mit zunehmendem Anspruch verleiht May dem alten Situationsrepertoire – bald geschickt, bald etwas plakativ – ganz bewusst neue Dimensionen. Die Streitgespräche etwa zwischen Kara Ben Nemsî und seinem Diener Hadschi Halef Omar, die ab »›Giölgeda padişhanün‹‹ zur Ergötzung des Lesers den Gegensatz von abendländischer Besonnenheit und orientalischem Leichtsinn illustrieren, wachsen sich im Anfangskapitel von ›Ardistan und Dschinnistan‹ zu einem allegorischen Disput über den Vorrang von Intellekt oder Instinkt aus: Da der Verstand, dem Schifflein namens ›Geburt‹ entstiegen, inter faeces

feststellt, dass er zur tabula rasa geworden ist, schwingt sich die infantile Anima zur Hauptperson auf.<sup>10</sup>

Ein halbes Jahrhundert nachdem Arno Schmidts burleske Mutmaßungen über die sexuellen Vorlieben Karl Mays einen Aufschrei der Empörung auslösten, haben zumindest einige westliche Gesellschaften gelernt, ohne panische Verkrampfung mit dem Themenbereich Sexualität umzugehen, und kein erwachsener Leser wird es heute noch als desillusionierend, anstößig oder gar bedrohlich empfinden, wenn man ihn darauf hinweist, dass auch sein Lieblingsautor ein kompletter Mensch war. In der Bamberger Kongresshalle wurde Rudi Schweikerts im Ton pointierte, im Urteil aber äußerst sachliche und durchweg humane Darstellung des Changierens geschlechtlicher Identitäten, das ohne vordergründigen Anlass Mays gesamtes Œuvre durchzieht, mit viel Nachdenklichkeit, aber ohne plumpe Abwehrreaktionen aufgenommen. Wie sollte denn auch, realistisch betrachtet, Karl Mays Sexualkonstitution anders als kompliziert, und damit höchst und zutiefst relevant für sein Leben und Schreiben, gewesen sein? Man rufe sich nur den Widerspruch zwischen der Enge des kinderreichen Arbeiterhauses und der Prüderie der deutschen Öffentlichkeit ins Gedächtnis, die sadistische Veranlagung des Vaters und den Hebammenberuf der Mutter; man stelle sich die Gespräche in Wirtshaus und Kegelbahn vor, die klinische Kasernierung im Lehrerseminar, die mit dem vollen Machtapparat von Pädagogik und ›Wissenschaft‹ durchgesetzte Pönalisierung der Onanie, den jahrelangen Freiheitsentzug mit ausschließlich männlichem Umgang, die beängstigende Dominanz Emma Pollmers in Körperbau, Temperament und Erfahrung, die zotige Luft im Münchmeyer-Milieu ... Wenn der verspätet ins Erwachsenenleben hinausgestoßene Mann unter dem Einfluss von Schlafentzug, Kaffee und Nikotin am Schreibtisch Platz nahm und seine Feder laufen ließ, musste sich dann nicht, wie das nach grandioser Kompensation schreiende Minderwertigkeitsgefühl, auch der verdrängte Trieb in den buntesten Verkleidungen zu Wort melden? Schweikert führt unwiderleglich vor, wie die bloße Kenntnis zeitgenössischer Assoziationen in Wort und Bild, ganz ohne theorieabhängige Hermeneutik, genügt, um die homoerotische Komponente im Konglomerat einer notorisch schillernden Persönlichkeit zu erblicken und, wenn auch nicht als die Schmidt'sche »Central-Heizung«,<sup>11</sup> so doch als eine unterirdisch brodelnde Energiequelle für Mays monumentale Produktion zu identifizieren. Und dass es in der Villa »Shatterhand« nicht jeden Abend nur literarisch sublimierte Triebabfuhr gab, daran gemahnt

unser fideles Frontispiz, dessen Vorlage Johannes Zeilinger freundlicherweise aus seinem Archiv zur Verfügung stellte.

Der Vortrag des Verfassers dieser Zeilen schließlich, der ebenfalls von problematischen Liebschaften, nämlich der Fremdsprachenbegeisterung der Autodidakten May und Schmidt, handelte, ist in diesem Band nicht vertreten, da das Material in ähnlicher Aufbereitung bereits im Herbst 2014 auf einer Tagung der Gesellschaft der Arno-Schmidt-Leser vorgestellt worden war, die somit ein älteres Anrecht auf die Publikation besaß.<sup>12</sup>

Die stets sehr lesenswerten Resumees über die jüngste Rezeption Mays in Literatur und Literaturwissenschaft (Helmut Schmiedt), sein Fortleben in anderen Medien (Henning Franke) und seine Präsenz in den Publikationen und Aktivitäten der Karl-May-Gesellschaft (Joachim Biermann) runden ein Jahrbuch ab, das Umfang und Gewicht hoffentlich nicht nur im physischen Sinne aufweist. Sämtliche Beteiligten würden sich für die Arbeit vieler Monate belohnt fühlen, wenn es nicht allenthalben folgenlos in den Sammlungen farbenfroher Schutzumschläge deponiert würde, sondern ein kritisch-konstruktives Echo fände und Fachleute wie Außenseiter zu weiterer Beschäftigung mit der Sache anregte. Dass auf Fakten und Quellen, zum Teil entlegenster Art, Verlass ist, dafür bürgen jene ehrenamtlichen Kräfte im Hintergrund, deren Sorgfalt über die Jahre hinweg schon viele von uns vor unsterblichen Blamagen bewahrt hat.

Herausgeben und Redaktion ist es ein Anliegen, diesen Band – den ersten nach seinem Ausscheiden aus dem Jahrbuch-Team – Martin Lowsky zu widmen: einem passionierten Leser, produktiven Forscher und glaubwürdigen Menschen, dem wir für ungezählte Stunden und unschätzbare Mühen nur in mageren Worten Dank und Anerkennung zollen können und weiterhin Gesundheit und Schaffenskraft wünschen.

- 1 Arno Schmidt: Schulausflug. In: Ders.: Kleinere Erzählungen. Gedichte. Juvenilia. (Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe I, Bd. 4) Zürich 1988, S. 111–119 (118). Übrigens gibt es schon seit 1935 einen Mondkrater namens Schmidt, der mit dem astronomischen Autodidakten aus der Heide nichts zu tun hat. Diesem wurde jedoch posthum der Kleinplanet (12211) Arnoschmidt gewidmet.
- 2 Horst Briehl: Stimmt die Chemie bei Karl May? In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 2013. Husum 2013, S. 157–210.
- 3 Karl May: Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XXXI: Ardistan und Dschinnistan. 1. Band. Freiburg o. J. [1909], S. 329; Reprint Bamberg 1984.

- 4 Die Afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am obern Nil. Nach dem Französischen des Grafen d'Escayrac de Lauture. Leipzig 1855, S. 61.
- 5 Hermann Wiegmann: Stil und Erzähltechnik in den Orientbänden Karl Mays. In: Karl Mays Orientzyklus. Hrsg. von Dieter Sudhoff/Hartmut Vollmer. Paderborn 1991, S. 113–127 (116f.).
- 6 Karl May: Gesammelte Reiseromane Band VI: Der Schut. Freiburg o. J. [1892], S. 99–101; Reprint Bamberg 1982.
- 7 Odo Marquard: Die Philosophie der Geschichten und die Zukunft des Erzählens. In: Ders.: Skepsis in der Moderne. Philosophische Studien. Stuttgart 2007, S. 55–71 (62f.).
- 8 Wilhelm Schapp: In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding. Hamburg 1953, S. 126.
- 9 Der argentinische Erzähler hat diese Ansicht mehrfach, in fiktionalen Texten wie in Interviews, zum Ausdruck gebracht. In kompakter Form schrieb er mit 81 Jahren: »La filosofía y la teología son, lo sospecho, dos especies de la literatura fantástica.« – »Philosophie und Theologie sind, meiner Vermutung nach, zwei Unterarten der phantastischen Literatur.« (Jorge Luis Borges: La cifra. In: Obras completas [Bd. 2]. 1975–1985. Buenos Aires 1989, S. 287–340 (340).)
- 10 May: Ardistan und Dschinnistan I, wie Anm. 3, S. 45–49.
- 11 Arno Schmidt: Sitara und der Weg dorthin. Eine Studie über Wesen, Werk & Wirkung Karl May's. (Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe III, Bd. 2) Zürich 1993, S. 30.
- 12 Florian Schleburg: Wonen und Tücken des Autodidaktentums. Wie Arno Schmidt bei Karl May fremdsprechen lernte. In: Zettelkasten 31. Aufsätze und Arbeiten zum Werk Arno Schmidts. Jahrbuch der Gesellschaft der Arno-Schmidt-Leser 2015. Hrsg. von Martin Lowsky. Wiesenbach 2016, S. 161–226.